In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 284. Posen, den 11. Dezember 1928. 2. Jahrg.

Die Hoermanns

Roman von **Karl Busse.**

(15. Fortsetzung).

Er ließ den Riegel los. „Früher hab' ich mich gefreut, wenn ich von drüben herumkam. Jetzt ist's umgekehrt. Du brauchst mich zum Abendbrot nicht zu erwarten."

Die Straßen waren bei dem Unwetter leer. Er spähte sie hinab, aber von Lütting war keine Spur zu entdecken.

Sie hatte die Straße vorhin auch gar nicht betreten. Sie war gleich ums Haus herum in den Park gelaufen.

Wie ein Räuber sprang ihr der Sturm entgegen, packte sie an dem weiten Regenmantel, rang Brust an Brust mit ihr um jeden Schritt.

Aber so wollte sie es! Das war doch noch Kampf und Leben, Aufschrei und Befreiung — alle unterdrückte, zerschlagene, eingeengte Kraft warf sich in diesem Unwetter empor. So nur fühlte sie, daß sie noch lebte, daß noch etwas in ihr war, was kämpfen konnte und wollte, daß nicht alles in jener furchtbaren Minute vernichtet war, als sie Günthers Todesnachricht vernommen!

Was sie in den ersten Stunden danach getan, sie wußte es kaum. Sie war nicht sie selbst mehr — nur noch ein zuckendes, um die letzte Hoffnung betrogenes Etwas. Aufs Bett hatte sie sich geworfen, in die Kissen gebissen, um nicht schreien zu müssen, bis die Nacht kam.

Glühend, halb erstickt erhob sie sich dann. Die Kleider klebten ihr am Leibe. Sie riß sie herunter. Und als durchs offene Fenster der Wind stieß und ein Frösteln bei all der inneren Glut über ihren Körper lief, lachte sie hart auf.

Davon konnte man krank werden — konnte man sterben!

Aber wie zum Trotz stellte sie sich nun gerade ans offene Fenster und sah fast drohend und halb höhnisch zum Himmel empor, der ihr heißestes Gebet nicht erhört hatte.

Nur einmal, wie ein Blitz, kam ihr dazwischen die ganze Schwere des Verlustes zum Bewußtsein. Da schrie sie wie ein Tier auf. Und das war der Schrei, der nebenan das Mädchen geweckt hatte.

Zuletzt lag sie ganz still und abgemattet, die Hände flach vor sich auf den Decken gespreitet, und sagte sich vor: „Ich werde krank werden . . . ich werde krank werden."

Wie eine Beruhigung war das.

Doch sie würde nicht krank. Sie mußte die Last schleppen, ohne daß etwas sie abgelenkt hätte. Und je mehr die erste Betäubung wich, um so tiefer empfand sie, daß mit dem Bruder auch die letzte Hoffnung für sie eingesargt war.

Immer schneller lief sie jetzt durch den rasenden Sturm. Je näher sie dem See kam, um so gewaltiger brauste er einher. Mit Riesenhänden zählte er die einzelnen Wipfel und bog sie wie Ruten. Einen mächtigen Ast riß er hohnlachend nieder, und mit dumpfem Krachen wühlte sich der stürzende in die Erde. Dicht hinter Lütting — um ein Haar wär' sie getroffen worden.

Verzweifelt lachte sie auf und sah empor.

„Brich mich! Schlag mich nieder!. Hier bin ich — tu's! klang es in diesem kurzen Lachen. Und sie stemmte sich vor, als wolle sie sich darbieten.

Dann zuckte es um ihre Lippen. Langsamer ging sie weiter.

Alles im Park war in Wirbel und Bewegung. Nur droben, unbewegt, stand das Haus — leblos, stumm, traurig. Es wartete auf sie — wartete mit seinen Räumen, wo in jedem Winkel lähmende Hoffnungslosigkeit hockte.

Und plötzlich packte sie ein übermütiges Grauen davor, in dieses Haus zurückzukehren.

Lieber fortlaufen, bis die Füße bluteten! Lieber wo anders verkommen, als hier so zwecklos vegetieren.

„'raus, 'raus, 'raus!" schrie sie in den Sturm und das Tosen der Wellen. Irgendwohin fliehen — ausrücken — in die Welt rennen, solange noch ein bißchen Kraft in ihr war!

Die Arme reckte sie dem Sturm entgegen, als wolle sie ihm danken, als hätte er ihr einen Ausweg gewiesen!

'raus, 'raus, 'raus!

Oben hatte sie noch etwas Geld liegen — für den Anfang mußte es reichen. Und es war ja egal, wohin sie ging — nach Berlin erst zu Wanda Jäster — die half dann weiter, die würde sie verstehen.

Der Vater? Ach, der hätte zehn Töchter hingegeben, um den einen Günther wieder lebendig zu kriegen!

Einen Augenblick empfand sie es bitter, empfand, daß sie trotz alledem mit den ganzen feineren Kräften ihres Wesens gerade an diesen Vater gebunden war.

Aber vielleicht riß ihn ihre Flucht aus seiner Stumpfheit, aus diesem teilnahmslosen Brüten, das kein Leben mehr war! Auch dann war es gut.

Wie eine Trunkenheit kam es über sie. Sie achtete nicht mehr auf die Wege, nicht auf die Pfützen. Bis zu völliger Erschöpfung stürmte sie hin.

Verwildert, triefend, über und über mit Schlamm bespritzt, schlich sie endlich ins Haus zurück.

Und hob vor dem Schlafengehen noch einmal die Arme in diesem Entschluß, der ihr die Brust weitete: 'raus!

Der Sturm aber wütete noch die halbe Nacht durch und legte im Park eine Eiche um. Dann war seine Macht gebrochen. In Milliarden Tropfen blitzte in der Frühe die Morgensonne.

IX.

Als Lütting nach erquickendem Schlafe, den sie wie einen Genesungsschlummer empfand, erwachte, blieb sie eine Zeitlang noch mit offenen Augen im Bett liegen.

Das Zimmer war hell; an der abgeschrägten Wand spielte ein Sonnenstrahl; die verbrauchten Möbel standen altväterlich ehrbar da, und auf dem abgenützten Teppich, auf dem sie so viele Meilen gewandert, lag der nasse Regenmantel.

Wenn Ilse das sah, würde sie wieder fassungslos werden!

Nun, auch die brauchte sich von morgen an nicht mehr über sie zu ärgern!

Sie überdachte ihren Plan und fand ihn in der stillen, morgendlichen Helle etwas abenteuerlich. Doch mit Gewalt schob sie den Gedanken von sich ab, kleidete sich an, trug vom Boden einen Handkoffer in ihr Zimmer und begann, nachdem sie sich eingeriegelt hatte, zu packen. Sie konnte nicht viel mitnehmen, denn da sie morgen in aller Herrgottsfrühe aus dem Hause wollte, mußte sie den Koffer selber bis zur kleinen Pferdebahn besorgen.

Gegen Mittag war sie mit allem fertig. Sie schritt noch einmal durch den Park mit dem wunderlichen Gefühl, daß jeder Blick nun ein Abschiednehmen bedeute, und konnte dann nichts mehr tun als warten.

Aber dieses Wartenmüssen mit dem Bewußtsein, die Hauptsache noch vor sich zu haben, war schrecklich. Sie war froh, als die Sonne endlich sank. Das Abendbrot bestellte sie sich nach oben, und für alle Fälle wickelte sie davon zwei belegte Brötchen ein und legte sie auf den fertig gepackten und verschlossenen Koffer.

Und wie sie dann einsam so dasaß, in der Dämmerung selber vor sich hindämmernd, überkam es sie, als wäre all dies, was sie in der letzten Zeit gelitten, und alles auch, was sie vorhatte, nur ein beklemmender, ängstigender Traum, und als sei es gar nicht wahr, daß sie morgen heimlich ihr Elternhaus verlassen wolle.

Die Uhren schlugen. Mit halbem Seufzer raffte sie sich auf. Morgen mußte sie noch vor der Sonne auf dem Posten sein.

Aber plötzlich horchte sie. Schwere Schritte auf der Treppe — wer kam da?

Sie fühlte, wie ihr Herz unruhig schlug, und als es gleich darauf klopfte, vermochte sie im Augenblick kaum zu antworten. Als hätte sie ein schlechtes Gewissen.

„Wer ist da?“ fragte sie dann.

Kunkel räusperte sich draußen: „Herr Professor lassen fragen, ob das gnäd'ge Fräulein schon zu Bett sind. Sonst ließen Herr Professor bitten . . .“

„Wer? Papa?“

Sie wurde ganz blaß. Was hieß das? Was war geschehen? Blitzgleich jagten die sonderbarsten Vermutungen durch ihren Kopf: Du bist verraten — vielleicht hat man das Fehlen des Koffers gemerkt!

Sie fieberte förmlich. Was sollte der Vater sonst von ihr wollen? Er, der sich menschenscheu nur in heimlichen Gram verbiß!

Da hustete Kunkel draußen zum Zeichen, daß er noch immer auf Antwort warte. Und plötzlich schämte sich Lütting vor dem Diener.

„Gut, Kunkel . . . ich komme gleich . . . in fünf Minuten.“

Aber es saß ihr schon wieder in der Kehle. Sie ward das dumme Schulmädchengefühl, aus dem heraus sie sich die fünf Minuten Galgenfrist erbeten hatte, nicht los. —

Als sie die Tür des Arbeitszimmers nach kurzem Klopfen öffnete, stutzte sie. Finsternis gähnte ihr entgegen.

Unschlüssig, die Klinke lose in der Hand und die Tür nach sich ziehend, machte sie ein paar kurze Schritte vorwärts.

„Papa?“

Da hörte sie schon seine Stimme aus der Finsternis. „Komm nur herein. Ich hab' noch kein Licht gemacht.“

Sie schloß die Tür und blieb wartend in ihrer Nähe stehen. Es war ihr eigen und seltsam zumute. Angst hatte sie plötzlich gar nicht mehr; sie war ganz von ihr abgefallen; aber eine zitternde Beklommenheit und wunderliche Erwartung war geblieben und verstärkte sich immer mehr. Angestrengt spähte sie nach der Stelle hinüber, wo der Vater stand. Sie sah ihn nur undeutlich.

Und sie wartete. Nun war es eine ganze Zeit schon still, und noch immer kam kein Laut. Sie fühlte förmlich, wie der alte Mann schwer nach den ersten Worten suchen mußte.

„Ja . . . also da bist du, Christel,“ sagte er endlich unsicher. „Vor ein paar Wochen warst du ja auch hier in diesem Zimmer. Seitdem haben wir viel durchgemacht, Kind — ich, du und wir alle.“

Sie fühlte, wie es in ihr emporstieg. Und es war nicht nur deshalb, weil sie an Günther dachte, sondern weil sie es nicht gewöhnt war, daß der Vater so zu ihr sprach. Es war ein fremder Klang in seiner Stimme. Die kam anders auf sie zu als sonst . . .

„Ja, Papa,“ erwiderte sie leise und mit Anstrengung. Er legte die Hand auf den Kamin: sie unterschied es. Doch sie wagte trotz der Dunkelheit nicht recht aufzusehen. Sie fragte sich nur fiebernd immer wieder: Was kommt jetzt? Was kommt jetzt?“

Und stockend sprach der alte Mann: „Wir verstehen es ja nicht. Wir tappen so herum . . . so herum und wissen nicht mal, ob wir nicht gerade mit all unserer Liebe das Falsche tun.“

Sie hörte ihn ein paarmal kurz atmen. Dann machte er eine Bewegung: er strich sich wohl in seiner charakteristischen Art über Kinn und Haar.

„Du hast mir schon öfter von deiner großen Sehnsucht erzählt, Kind. Du wolltest lernen, tätig sein, die Kurse mitmachen, vielleicht später studieren — nicht wahr?“

Der Kopf fing ihr an zu brausen. Sie nickt nur, ohne daran zu denken, daß er es in diesem Dunkel vielleicht gar nicht bemerken konnte.

„Und wenn das noch dein höchster Wunsch ist — — wenn dich wirklich ein reiner und innerer Drang treibt — —“

In einer Frage klangen die Worte aus.

Ihre Augen wurden immer größer. Unwillkürlich faltete sie die Hände und preßte sie schmerzhaft gegeneinander.

„Papa,“ brachte sie nur heraus. Auch das klang ungeschickt. Alles andere blieb wieder stecken.

Doch er verstand — er nickte.

„Ja, Christel,“ sagte er langsam, „dann soll es wohl so sein. Dann will ich dir nicht mehr in den Weg treten.“

Und als ob er fürchtete, zu weich zu erscheinen oder nicht recht verstanden zu werden, fügte er hinzu: „Du weißt, ich hatte Gründe dagegen. Nach bestem Wissen und Gewissen. Und sie sind auch nicht plötzlich erledigt — nein. Aber wenn es dein Glück ist, dann geh' den Weg, den es dich treibt.“

Leiser: „Du brauchst auch mir nicht zu danken.“

Nun zitterte die Stimme. Sie sagte still und langsam: „Es hat . . . einer . . . für dich gebeten!“

Sie stand fassungslos da, mit schlaff herabhängenden Armen. Ihre Augen brannten; krampfhaft sah sie jetzt nach der Stelle, wo der Vater stand. Sie glaubte und glaubte noch nicht. Sie schluckte an Tränen und fühlte, wie sich ein Würgen emporrang, während kurze, heftige Schläge durch ihren Körper gingen.

Es hat einer für mich gebeten, dachte sie.

Es hat einer — — —

Und plötzlich durchfuhr es sie wie ein Ruck, und alle Pulse flogen an ihr.

„Für mich gebeten?“

„Ja,“ sagte der Alte. Er tastete mit der Hand auf den Kamin und zündete ein Streichholz an. Die grelle kleine Flamme lohte flackernd durch die Finsternis, stieg höher und ruhte einen Augenblick über einem der Lichter, die in den dreiarmigen Leuchtern neben der Marmoruhr standen. An den Wänden huschten und tanzten in wildem Spiel die Schatten auf und nieder, erschraken, duckten sich, fuhren noch einmal empor und zogen sich dann in die Ecken zurück, von wo sie finster auf die ruhig brennende Kerze sahen.

Der Professor ergriff den Leuchter und trug ihn auf den Schreibtisch hinüber. Der war ganz frei von Papieren, fast glatt abgeräumt bis auf ein paar bekritzelte Blätter, die gleich vorn lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Musiker-Anekdoten.

Von Ferdinand Bruger.

Es ist bekannt, wie schnell oft Energie und zähe Arbeit zum Erfolge führen. Daß dies auch in der Kunst möglich ist, mag folgende kleine Geschichte beweisen.

Als Herzog von Guise im Jahre 1646 nach langer heißer Fahrt im Gasthaus zum „Heiligen Geist“ in Florenz ermüdet rastete und behaglich auf der Terrasse die Abendkühle genoß, weckten ihn schmelzende Weisen voll eigenartiger Süße aus seinen Gedanken. Er entdeckte einen ärmlich gekleideten dreizehnjährigen Knaben, der Geige spielte. Der Herzog sagte ihm einige freundliche Worte der Anerkennung, warf ihm ein paar Geldstücke zu, bestieg dann seinen Reisewagen und fuhr weiter. Vergebens hatte der erschrockene Knabe, der das „Gold“ für einen Irrtum hielt, versucht, sich dem fremden Herrn zu nähern. So sprang er dann kurz entschlossen auf und verkroch sich in einen großen, unter dem Wagen hängenden Korb, in dem sich der Leibhund des Herzogs befand. Er schlief ein und kam schließlich auf diese etwas ungewöhnliche Weise nach Paris. Nach vielem Umherirren fand der Knabe durch einen glücklichen Zufall bei der Nichte Ludwigs XIV. eine Stelle als Küchenjunge, wo er bald das ganze Personal durch seine Musik ergötzte. So kam's, daß die Herzogin davon erfuhr und ihn einmal bei einer großen Abendgesellschaft vorspielen ließ, der kleine Küchenjunge aber begeisterte alle Anwesenden so, daß man ihn zu einem hervorragenden Meister der königlichen Kapelle in die Lehre gab. Bald aber übertraf der Schüler den Lehrer, er durfte dem König selbst vorspielen und erhielt schon mit kaum 19 Jahren die Leitung der gesamten Hofkapelle! —

Kurz vor seinem Tode arbeitete Lulli, der bereits eine Fülle von Werken veröffentlicht hatte, mit großem Eifer an einer komischen Oper. Der erzürnte Beichtvater verwies ihm diese weltliche Beschäftigung angesichts des Todes und verhieß ihm erst dann Vergebung der Sünden, wenn er die gottlose Oper ins Feuer würfe! Lulli ließ auch in der Tat vor den Augen des Priesters die Stimmen, an denen er arbeitete, ins Feuer werfen und verbrennen.

Als der Kranke sich wider Erwarten erholte, meinte ein Freund: „Du bist ein Narr gewesen, das schöne Werk zu vernichten!“

„Still, still!“ lächelte Lulli, „es waren ja nur die Stimmen, im Schrank liegt noch die ganze Partitur!“

Bei seinem Tode besaß der einstige Küchenjunge etwa 440 000 Livres Vermögen.

Bestrafter Sängerübermut.

Quadagni, ein hervorragender Sänger der Oper zu Venedig, hatte einst mit dem Theaterdirektor ein Zerwürfnis gehabt, für das er sich rächen wollte. So sang er denn in der Erstaufführung einer Oper zunächst noch ganz passabel. Aber schon das nächste Mal sang und spielte er erbärmlich. Das Publium, annehmend, der beliebte Sänger sei unwohl, übte Nachsicht. Aber bald kam der wahre Grund heraus.

Als nun Quadagni bei der nächsten Vorstellung noch weniger leistete, begaben sich zwei Abgesandte vom Publikum zu ihm und baten, er möge doch ihnen nicht den Abend verderben und seine Schuldigkeit tun. Umsonst, der Künstler lachte nur und spielte noch schlechter. Da kamen die Volksbeauftragten auf die Bühne und befahlen ihm, daß er seine Pflicht tue! Aber Quadagni antwortete höhnisch: „Solche Drohungen verachte ich, was ich nicht freiwillig tue, dazu wird mich keine Macht der Welt zwingen!“

Statt zu singen, heulte er nun und machte Tierstimmen nach, auch spielte er überhaupt nicht mehr, sondern stand da wie ein Stock.

Wider Erwarten hielt sich das Publikum auch diesen Unverschämtheiten gegenüber ruhig. Als aber der Sänger sich nach beendeter Oper, ohne das Kostüm zu wechseln und nur einen Mantel übergeworfen, nach Hause begeben wollte, fielen vier vermummte Kerle über ihn her und schleppten ihn fort. Endlich kam man in einem einfachen Hause an, wo man ihn in ein Zimmer führte, in dem nur ein Bett stand. Zwei der Maskierten blieben bei ihm, andere trugen einen reich gedeckten Tisch herein. Der Sänger, der inzwischen hungrig geworden war, setzte sich ohne weiteres und wollte anfangen zu essen.

„Halt!“ rief da der Anführer der Vermummten, „erst singen!“ Das wollte der Künstler nicht, und so verschwand das Tischlein wieder, und der Maskierte ging seines Weges.

Zwei Tage lang weigerte sich der Sänger und ebensolange mußte er fasten. Am dritten Tage endlich, als man ihm wieder eine höchst verlockende Mahlzeit hereintrug, gab er nach und rief: „Eh' ich verhungere, will ich doch lieber singen!“ Und Quadagni sang und spielte so schön, als wäre er vor dem erlesensten Publikum.

„Brovo! Bravissimo!“ riefen die Maskierten, ihr Führer klatschte in die Hände, die Gedecke wurden gebracht und die beiden ließen es sich gut schmecken. „Sehen Sie, mein Freund,“ versetzte der Maskierte, „das hätten sie einfacher haben können. Nun raten Sie aber auch, wer ich bin, mit dem Sie die Ehre hatten zu speisen?“

Bei diesen Worten stand Quadagni ehrfurchtsvoll auf und sagte: „Vielleicht gar il Serenissimo Duca?!“

„Der Herzog? nein, ich bin — sein Scharfrichter!“ Ein Hohngelächter erscholl bei diesen Worten, der Henker und seine Gesellen demaskierten sich, und der stolze Sänger wollte vor Scham fast versinken. —

Wenn die Chronik recht berichtet, so ist Quadagni nach diesem Erlebnis klüger geworden und ließ es auf keine weitere Machtprobe auf dem gefährlichen Boden Venedigs mehr ankommen.

Ein Kapitel russische Musik.

Der hervorragende Geiger Henry Wieniawsky gab mit seinem Bruder Louis, der ein ausgezeichneter Klaviervirtuose war, in Petersburg ein Konzert und lernte dort den Adelsmarschall von Krementschug, einer größeren Stadt des Gouvernements Poltava, kennen. Dieser lud die Künstler ein, wenn ihre Reise sie in seine Gegend führe, sich doch bei ihm vorzustellen.

Als die beiden Brüder nun kurz darauf nach Krementschug kamen, suchten sie den Adelsmarschall auf, und dieser war voll freundlichen Entgegenkommens. Die Musiker wollten natürlich zunächst auch den Konzertsaal sehen, und ihr Gönner führte sie durch tiefen Dreck und Schnee nach einer großen Bretterbude, die anscheinend früher Zirkuszwecken gedient hatte. Die Sache sah recht übel aus.

„Hier sollen wir spielen, wo es weder Tisch noch Bank gibt?“ fragten sie enttäuscht.

„Nitschewo, macht nichts,“ war die gleichmütige Antwort, „hier bringt jeder seinen Stuhl selbst mit.“

„Aber ich sehe auch keine einzige Lampe!“

„Nitschewo, jeder hat seine eigene Laterne,“ war die gelassene Erwiderung.

„Und die Bekanntmachung?“

„O, nichts ist einfacher als das! Mein Diener schreibt die Ankündigung hier an die Tür, und das verbreitet sich dann wie ein Lauffeuer in der Stadt.“ Die Virtousen fanden das alles zwar sehr ländlich, aber sie waren nun einmal da und mußten den Dingen ihren Lauf lassen.

Unterdessen kam auch der Diener mit der großen Kreide und begann die Ankündigung zu schreiben. Ein russischer Offizier der vorüber ging, fragte: „Was gibt's?“

„Ein Konzert!“

„So. Und wer spielt?“

„Die Brüder Wieniawski.“

„Wie viele Brüder?“

„Zwei.“

„Nur zwei?“ fragte der Russe enttäuscht, „zi, das ist nicht der Rede wert!“ Dabei spuckte er verächtlich aus und stolzierte von dannen. Das war natürlich wenig ermutigend. Aber der Adelsmarschall tröstete sie. „Nur“, meinte er zu dem Geigenspieler gewandt, „wäre es besser, wenn sie Violincello spielten, das ist hier noch neu!“

„Aber,“ sagte der erstaunte Geiger, „ich habe doch Violine gelernt und nicht Violoncello!“ — „Aber mein Lieber,“ sagte der Marschall begütigend, „das ist doch schließlich einerlei, ob Sie so geigen oder so!“

Da sich indessen der Violinvirtuose nicht belehren ließ, mußte es auch so gehen. Das unter diesen nicht gerade sehr verheißungsvollen Auspizien stattfindende Konzert begann. Und siehe, von nah und fern pilgerten die Leute mit Stuhl und Laterne herbei, der Zirkus war bis auf den letzten Platz besetzt. Bald begann auch freundlicher Beifall, der sich immer mehr steigerte. Als nun während des Konzertes ein Schneegestöber einsetzte und es zu den Dachluken gerade auf den Geigenspieler niederrieselte, erhob sich mitten unterm Spielen ein Herr und rief dem Geiger zu: „Pelz anziehen!“

Als dieser zögerte, erhoben sich immer mehr Stimmen, die wiederholten: „Pelz anziehen! Pelz anziehen!!“ Bis der Geiger sich entschloß, im Pelz zu spielen. Alles ging vortrefflich, und die Brüder hatten noch in keiner Stadt eine so gute Einnahme gehabt verbunden mit so aufrichtigem Beifall wie — in Krementschug!

Der einflußreiche Clacqueur.

Rossini war mit dem jungen Meyerbeer sehr befreundet, und letzterer verstand es vorzüglich, seinen feinschmeckerischen Freund mit kleinen delikaten „Ueberraschungen“ zu versorgen. Als 1825 Meyerbeers Oper „Il Crocciato“ uraufgeführt werden sollte, vertraute dieser dem berühmten Kollegen seine Besorgnisse an. Aber Rossini meinte: „Torheit, lieber Freund, ich wette, das Werk gefällt!“ — „Sie wetten?“ rief der andere von einem schlauen Plan erfaßt. „Um wieviel?“ — „Das überlasse ich Ihnen.“ — „Einhundert Louisdor!“ — „Abgemacht!“

Meyerbeer hatte richtig kalkuliert. Am Vorstellungsabend erschien Rossini im Theater und applaudierte begeistert. Das Publikum folgte natürlich dem Beispiel des berühmten Meisters, und die Oper hatte einen glänzenden Erfolg.

„Yousana — wo — bi — räbidäbi — dé?"

Von Peter Panter.

Fremde Sprachen sind schön, wenn man sie nicht versteht.

Ich habe einmal den großen J. V. Jensen gefragt, wie er es denn gemacht habe, um Asien uns so nahe zu bringen, wie zum Beispiel in den „Exotischen Novellen" — und ob er lange Chinesisch gelernt habe . . . „Ich reise so gern in China," sagte Jensen, „weil da die Leute mit ihrer Sprache nicht stören! Ich verstehe kein Wort." Hat recht, der Mann.

Fremde Sprachen sind schön, wenn man sie nicht versteht. Ein Wirbel wilder Silben fliegt uns um den Kopf, und Gott allein, so wie der, der sie ausgesprochen hat, mögen im Augenblick wissen, was da los ist. Wie nervenberuhigend ist es, wenn man nicht weiß, was die Leute wollen! „Da möchte man weit kommen," hat der Weiseste dieses Jahrhunderts gesagt, „wenn man möcht' zuhören, was der andere sagt —!" Im fremden Land darf man zuhören, es kostet gar nichts — höflich geneigten Kopfes läßt man den Partner ausreden; wie selten ist das auf der Welt! Und wenn er sich ganz ausgegeben hat, dann sagst du, mit einer vagen Handbewegung: „Ich — leider — taubstumm und . . . kein Wort von dem, was Sie da erzählen . . .!" Das ist immer hübsch, es ist ausgezeichnet für die Gesundheit.

Das fängt an der Grenze an, wo der Zollmensch viele Sachen sagt, von denen wahrscheinlich die gute Hälfte aus Unannehmlichkeiten besteht — aber sie dringen nicht bis an unser Gehirn — sie gehen, wie die Pariser Schauspielerin Maud Loti das einmal auf einer Probe zu ihrem Regisseur gesagt hat, zu einem Ohr hinein und zum — ja, ich glaube, zum andern Ohr wieder heraus . . . Und wenn der Zollfritze nicht gerade Krach mit seiner Frau gehabt hat, besteht die Möglichkeit, daß er uns zufrieden läßt; das Idiotische ist ja doch stärker als alle Vernunft.

Nun ist es auf der ganzen Welt so, daß die Leute, wenn man sie nicht versteht, schön laut mit einem reden; sie glauben, durch ein Plus an vox humana die fehlenden Vokabelkenntnisse der andern Seite zu ersetzen . . . Und wenn du klug bist, läßt du ihn schreien.

Schön ist das, in einem fremden Lande zu reisen und auf fremdländisch grade „Bitte!", „Danke!" und „Einschreibepaket!" sagen zu können — gewöhnlich ist unser einziges Wort eines, das wir auf der ganzen Reise nicht verwenden. Das mit dem Lexikon und den Sprachführern habe ich längst aufgegeben. Sagt man nämlich solch einen Satz den fremden Männern, so ist es, wie, wenn die mit einer Nadel angepikt seien — der fremde Sprachquell sprudelt nur so aus ihnen heraus, und das steht dann wieder im Sprachführer nicht drinn . . . Aber wie schön, wenn man nichts versteht!

Was mögen die Leute da alles sagen! Was können sie denn schon alles sagen?

Du hörst nicht, daß da zwei Männer sich eine sehr wichtige Sache wegen der Uebernahme der Aktienmajorität des Streichholz-Trustes erzählen, und dann eine Wohnungsschiebung, und dann einen Witz (alt! alt!); das brauchst du alles nicht mit anzuhören. Der kleine Kellner auf dem Bahnhof ruft etwas aus, was wahrscheinlich nicht einmal die Einheimischen verstehen, und daß er mäßiges Obst verkaufen will, siehst du alleine. Sanfte Träumerei umspinnt dich — was mögen diese wirren, ineinandergekapselten, schnell herausgekollerten, halb heruntergeschluckten Laute nur alles bedeuten . . .? Andere Kehlköpfe müssen das sein — andere Nasen — andere Stimmbänder — es ist wie im Märchen, und was du auf der Schule gelernt hast, hilft dir nicht, weil diese das offenbar nicht oder falsch gelernt haben; und ist es nicht schön, wie ein sanfter Trottel durch die Welt dahinzu . . .

„Na, erlauben Sie mal! Wenn ich auf Reisen bin, da will ich aber ganz genau wissen, was los ist; man muß als gebildeter Mensch doch wenigstens etwas verstehen!" Es ist so verschieden im menschlichen Leben . . .

Im Irrgarten der Sprache herumzutaumeln . . ., das ist nicht eben vom Uebel. „Schööör scheeh Sjä Neeh!" rufen die Franzosen; laß sie rufen. „Tuh hau wi paak!" gurgeln die Engländer; laß sie gurgeln. Und ich frage mich nur, was mögen wohl die Ausländer in Deutschland hören, mit ihren Ohren, wenn unsere Bahnhofportiers, Schutzleute, Hotelmenschen ihnen etwas Deutsches sagen . . .?

Es ist ein kleines bißchen unheimlich, mit Menschen zu sprechen, ohne mit ihnen zu sprechen. Da merkt man erst, was für ein Ding die Sprache ist; wenn sie nicht funktioniert, dann wacht im Menschen der Urkerl auf, der Wilde, der da unten schlummert; eine leise Angstwolke zieht vorüber, Furcht, und dann ein Hauch von Haß: was ist das überhaupt für einer? Ein Fremder? Was will der hier? Und wenn er hier selbst was zu wollen hat: was kann ich ihm verdienen? Und besonders auf den Straßen, vor den Leuten, die nicht gewerbsmäßig mit Fremden zu tun haben, fühlt man sich ein bißchen wie ein im Urwald auftauchender Wolf — huhu, Geheul unter den hohen Bäumen, der Wanderer faßt den Knüppel fester . . ., und nur wenn's gut geht, fuchteln sie dann mit den Händen.

Sonst ist es aber hübsch, durch eine Welt zu wandeln, die uns nicht versteht, eine, die wir nicht verstehen — eine, deren Laute nur in der Form von „Yousana — wo bi räbidäbi — dé" an unser Ohr dringen . . . . Mißverständnisse sind nicht möglich, weil die gemeinsame Planke fehlt — es ist eine saubere, grundehrliche Situation. Denn wie sprechen Menschen mit Menschen?

Aneinander vorbei.

Aus aller Welt.

Amerikanismus ist der Vorwurf, den man heute so oft dem neuen Europa macht. Dabei vergißt man, daß es in Amerika sehr viel Nachahmenswertes für uns gibt. Zu diesem gehört die Einrichtung der modernen amerikanischen Hotels. Die neueste Nummer der „Münchner Illustrierten Presse" (Nr. 50) bringt einen aufklärenden Bilderaufsatz über das Kapitel Komfort und Dienst am Publikum im amerikanischen Hotel — Die Kunstwelt wird durch die Nachahmungen alter Kunstwerke des italienischen Bildhauers Alceo Dossena erregt. Wie meisterhaft der Bildhauer alte italienische Plastiker nachzubilden versteht, zeigt eine Reihe von Aufnahmen. — Vom letzten Geländereiten, das in München stattfand, sehen wir interessante Bilder. — Die lustigen Zeichnungen von Karl Arnold behandeln diesmal den Lebensgang eines Kavalier-Fracks. — Wir weisen noch auf den besonders reichhaltigen Unterhaltungsteil dieser Nummer hin.

Ein neuentdecktes vorhistorisches Monstertier. Der englische Professor Shapman Andrews, der von seiner vierten wissenschaftlichen Expedition nach der Westmongolei zurückgekehrt ist, machte in London Mitteilungen von den von ihm entdeckten Fossilien eines großen vorhistorischen Tieres, das den Brontosaurus im Gewicht noch übertrifft. Das Tier muß ein Riesennashorn mit einem Giraffenhals gewesen sein. Es maß etwa 7,5 Meter in der Länge bei vier Meter Höhe bis zu den Schultern. Darüber erhob sich der Hals, der etwa 3,50 bis 3,75 Meter lang gewesen sein muß. Den Maßen entsprechend, muß das Tier etwa 10 000 Kilogramm schwer gewesen sein.

Ein sonderbarer See. Der zwischen Hamburg und Kiel gelegene „Prophetensee" bei Quickborn besitzt die Eigentümlichkeit, daß er im entgegengesetzten Verhältnis zu den jeweiligen Niederschlägen steigt und fällt, so daß sein Wasserspiegel bei Trockenheit ansteigt und in Regenzeiten fällt. Diese Erscheinung, die der Volksglaube schon seit alters her mit prophetischen Voraussagungen in Zusammenhang bringt, soll nun auf Veranlassung des Berliner Amts für Gewässerkunde vom Kulturbauamt Neumünster neuerdings wissenschaftlich untersucht werden. Bisher nahm die Forschung an, daß vielleicht in einer der den See unterirdisch begrenzenden Erdwände eine natürliche Röhre mündet, die als „Saugheber funktioniert, und zwar insofern, als bei hohem Wasserstand das Wasser von der Röhre aufgesogen wird, wodurch sich die Wassermenge des Sees also bei Regen verringert und die Wasserfläche fällt.

Krieg dem Schnupfen. Der einfache Schnupfen hält, wenn man alle Krankheitstage zusammenzählt, die Arbeiter in Amerika länger der Arbeit fern als irgend ein anderes Leiden. Nachdem man daher in der Erforschung der schweren Infektionskrankheiten zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, will man sich drüben der Erforschung des gewöhnlichen Schnupfens zuwenden. Hierfür sind 195 000 Dollar bestimmt, mit denen man im Laufe von fünf Jahren genügend Klarheit über die Ursachen und, wenn das erreicht ist, auch über die Heilung des Schnupfens gewinnen zu können glaubt. Für diesen Krieg sind alle medizinischen Streitkräfte der John Hopkins-Universität mobil gemacht. Der Kampf wird nicht leicht sein, sagte der Präsident dieser Universität, aber durch planmäßiges Vorgehen hoffen wir doch auf Erfolg. Abgesehen von der hohen Zahl der ausgefallenen Arbeitstage hat dieser Krieg auch noch insofern eine wirtschaftliche Bedeutung, als man durch ihn die ungeheuren Ausgaben für „Patent-Medizinen" einzudämmen hofft. Von Schnupfenmitteln überhaupt sollen in den Vereinigten Staaten 45 000 verschiedene „auf dem Markte" sein. Die jährlichen Gesamtausgaben für Medizin schätzt man dort auf 500 Millionen Dollar. Der Hauptanteil davon soll auf Patentmedikamente gegen Schnupfen entfallen.

Fröhliche Ecke.

Sprichwort. Mutter ist entsetzt.

Ihre beiden Bengels haben wieder etwas begangen.

Bubi hat dem Bob einen Stein ins Ohr hineingedrückt.

„Um Gottes willen", popelt die Mutter emsig im Ohr, „wie konntest du nur so eine Dummheit machen?"

Sagt Bubi:

„Ich wollte nur sehen, ob es wahr ist, was du immer sagst."

„Was denn?"

„Daß bei ihm alles zu einem Ohr hinein- und zum andern sofort hinausgeht."

J. H. R.

Schuhkauf. Nachdem Fräulein Großfuß sämtliche Schuhe durchprobiert hat, meint sie zu der Verkäuferin:

„Sie haben noch immer keine Ahnung, was ich suche."

„Doch," meint diese, „Sie suchen Schuhe, die innen groß und außen klein sind. Leider haben wir diese Sorte gerade ausverkauft."

Unter Brüdern. „Was wollen Sie also für das gebrauchte Auto haben?"

„Ihr Vater und ich waren Freunde — na, sagen wir also fünftausend Mark."

„Gott sei Dank, daß Sie nicht auch noch mit meinem Großvater befreundet waren."

K. M.

Der Kavalier. „Fräulein, wenn ich mit Ihnen so tanzen kann, lasse ich das schönste Eisbein mit Sauerkohl stehen!"